



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Willkomm, Ernst: Jugenderinnerungen : (Fortsetzung.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Jugenderinnerungen.

Von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)



Das Haus, in dem wir Unterkunft fanden, lag in einer Seitengasse und schien besonders stark von herumziehenden Juden besucht zu werden. Einige derselben, unter ihnen ein würdig aussehender alter Mann mit fast schneeweißem Barte, teilten sogar mit uns das Schlafgemach. Dieser ernste, stille, alte Mann ward mir merkwürdig durch die Andacht, mit welcher er am nächsten Morgen im gemeinsamen Gastzimmer sein Gebet verrichtete. Zum erstenmale im Leben sah ich einen orthodoxen Juden, den Gebetriemen um Kopf und Arm geschlungen, seiner andersgläubigen Umgebung nicht die geringste Beachtung schenkend, in solcher Weise tief demütig zu Jehovah flehen. Der Vater hatte wohl Recht, uns Brüdern den inbrünstig betenden Juden als ein Muster aufzustellen mit den Worten: Ein so fester Glaube kann Berge versetzen und ist Gott jedenfalls angenehm.

Was hielt uns Christen denn ab, in unsrer Weise uns ebenfalls an Gott zu wenden, ohne der Spötter zu achten? Mir erschien der alte Jude frömmere und besser als wir, obwohl er auch zu den Nachkommen der fanatischen Thoren gehörte, die einst ihr „Kreuzige ihn!“ gerufen hatten. Ich hütete mich aber wohl, meine kindisch eckigen Gedanken laut werden zu lassen.

Nach der Rückkehr von der Badereise begann daheim wieder das alte geregelte Leben. Nur durch den Abgang meines ältern Bruders auf das Gymnasium in Bittau erlitt es eine vorübergehende Unterbrechung. In unsern Lebensgewohnheiten ward dadurch nichts geändert, nur daß ich jetzt als der Älteste im Hause eine etwas andre Stellung einnahm, als ich mehr als früher um den Vater sein und unter seiner Aufsicht meine Arbeiten machen mußte. Kurz, ich nahm die Stelle des Bruders ein. Ging der Vater über Land oder

befuchte er meinen Bruder in der Stadt, um zu sehen, wie er sich in die neuen Verhältnisse einlebe, so hatte ich ihn zu begleiten. Auch daheim wurden mir alle Geschäfte, die früher dem Bruder obgelegen hatten, übertragen. Manche davon waren mir ganz angenehm, weil sie angeborenen Naturanlagen, mithin auch meinen Neigungen, entsprachen; mit andern wollte es mir weniger glücken, sei es, daß ich nicht so findig wie der Bruder war, oder daß ich schon frühzeitig in einer eignen Gedanken- und Gefühlswelt lebte, zu der ich niemand Zutritt gestattete und über die ich mich gegen dritte durchaus nicht aussprach. Das Aussprechen, überhaupt das Sichmitteilen, das Öffnen des eignen Herzens für andre war mir nicht gegeben. Der Bruder sprach gern und wußte — ich weiß nicht, wie er es machte — immer etwas zu erzählen, was den von Natur schweigsamen Vater unterhielt oder interessirte. Diese Ansprüche machte nun der Vater an mich, und da ich, ihm selbst vollkommen ähnlich, nur selten eine Quelle guter Unterhaltung zu entdecken vermochte, ward er verdrießlich und ließ mich dies merken. Das war ein großer Übelstand. Um den Vater womöglich zu befriedigen, sann ich Tag und Nacht über Themata nach, die den Vater wohl unterhalten möchten, war aber leider selten darin glücklich. Meistenteils zeigte er eine unzufriedne Miene, und mir erstarrte das ohnehin zitternde Wort auf der Zunge, während das stoßende Blut mich zu ersticken drohte.

Kinder sind leicht einzuschüchtern, namentlich wenn sie, wie ich es war, von nervöser Reizbarkeit sind. Ich liebte und achtete den Vater mit der ganzen Hingebung eines übervollen Herzens und kam ihm stets vertrauensvoll entgegen, weil ich aber die betrübende Erfahrung machte, daß ich ihm nie recht genigte, so ward ich ängstlich und verschüchtert. So kam es, daß Vater und Sohn bei gegenseitiger hingebender Liebe sich doch nie ganz verstanden. Mit meiner unvergeßlichen Mutter war ich viel besser daran. Sie war eine heitere, joviale Natur, die das Schwere im Leben sich nicht noch mehr durch unnützes Grübeln darüber erschwerte, sondern es entschlossen anfaßte, beiseite schob, und wenn sie's leidlich gut überwunden hatte, sofort wieder fröhlich in die Welt blickte und die gute Stunde mit Behagen genoß. Zu ihr nahm ich meine Zuflucht, wenn Wolken des Anmuts des Vaters Stirn umdüsterten. Sie tröstete mich, verstand mich zu erheitern und goß Balsam in mein bang beklommenes Herz, indem sie mir Geschichten erzählte und damit zugleich den Vater klug zu entschuldigen wußte. So blieb alles beim Alten. Ich that, was mir aufgetragen ward, arbeitete wie immer unter des Vaters Aufsicht und bereitete mich zum Eintritt in die gelehrte Schule vor.

Jeden Sonnabend um die Mittagszeit kam mein älterer Bruder nach Hause, um den Sonntag im Elternhause zuzubringen. Ich freute mich stets sehr auf sein Kommen und ging ihm manchmal eine Strecke Weges entgegen, um ihn eine kleine Weile ganz allein zu haben. Später nahm der Vater ihn fast ganz in Beschlag, denn der Bruder brachte aus der Stadt allerhand Neuig-

keiten mit und wußte lebhaft zu erzählen. Das war mir ganz angenehm, da es mich der so unerquicklichen Unterhaltung überhob, die doch nie recht in Fluß kommen wollte. Ich saß dabei, hörte zu, war aber doch eigentlich ganz überflüssig. Das fühlte ich und wurde still, traurig in mir. Auch die Mutter merkte es und umging mich mit umso größerer Zärtlichkeit, dem Vater aber machte sie deshalb entweder überhaupt keine Vorstellungen, oder ihre Einwendungen waren nicht eindringlich genug.

Da ich fest überzeugt war von meines Vaters inniger Liebe und treuer Sorgfalt für uns alle, wovon zahlreiche Proben vorlagen, so blieb sich meine kindliche Liebe und Verehrung zu ihm immer gleich; störend war es nur für uns alle, manchmal auch für die Mutter, daß des Vaters Wort immer unumstößliches Gesetz sein sollte. Dann und wann daran zu mäkeln, war fast notwendig, wenigstens nicht immer zu umgehen. Gesah dies sehr vorsichtig, ohne daß die Absicht bemerkt wurde, so fand schließlich ein solches Gebot auch eine dem Vater genehme Auslegung. Diese leisen Verwischungen waren aber nur durchführbar bei nicht sehr wichtigen Vorkommnissen. Handelte es sich um Angelegenheiten ernster Natur und gar um Lebensfragen, so gestattete der Vater in diese niemand eine Einrede. Mit der Mutter wurden sie wohl besprochen, doch verblieb bei etwa vorhandner Meinungsverschiedenheit dem Vater der Sieg.

Zu den wichtigen Fragen im Leben eines Knaben gehört jedenfalls die nach seinem zukünftigen Berufe. Selten legt sich der Knabe diese selbst schon in frühem Alter bei, es müßten sich denn starke Neigungen oder Anlagen ungewöhnlich zeitig in ihm entwickeln. Auch mir kam es nicht in den Sinn, darüber zu grübeln. Ich hatte es so oft und immer wieder bei jeder Gelegenheit aus dem Munde beider Eltern gehört, daß nur der Gelehrte, d. h. der mit einem öffentlichen Amte betraute, eine sichere Lebensstellung habe, weshalb es sich von selbst verstand, daß wir Brüder uns dem Studium ergaben, um dermaleinst ebenfalls eine so beneidenswerte Stellung einzunehmen. Nahe lag auch der Wunsch des Vaters, wir möchten in seine Fußtapfen treten, also Theologie studiren.

Bei meinem ältern Bruder fand kaum ein Zweifel statt, welches Studium er sich wählen würde. Er war früh entschlossen, sich der Theologie zu widmen, und ist auch bei diesem Entschlusse geblieben. An mich trat diese Frage vorerst noch nicht heran, und so hatte ich ja Zeit, im Stillen mit mir zu Räte zu gehen. Ab und zu, besonders wenn der Bruder bei seinen Besuchen mit dem Vater religiöse Gegenstände berührte, dachte ich wohl daran, und es überlief mich bald heiß, bald kalt, denn ich ertappte mich auf dem keckerischen Gedanken, daß ich gar kein Verlangen trüge, Prediger zu werden. Ging ich ernstlich mit mir zu Räte, so mußte ich mir, wenn ich ehrlich gegen mich selbst sein wollte, gestehen, daß ich überhaupt keine Neigung hätte, eine gelehrte Laufbahn einzuschlagen. Bei dieser Entdeckung klopfte mir freilich das Herz sehr

bange, denn es war vorauszusehen, daß schon die leiseste Äußerung eines solchen Gedankens den Vater in den Harnisch bringen würde.

In meiner Seele schlummerten ganz andre Lebenspläne, die ich mir sehr rosig ausmalte. Mich zog die Natur an und das geheimnisvolle Leben und Schaffen derselben. Dies zu erkennen und tiefer zu ergründen war mein sehnlichster Wunsch. Nur wußte ich nicht, wie ich es anfangen sollte, dieser Neigung mich ganz hingeben zu können. Meinem Dafürhalten nach konnte ich dem zu erreichenden Ziele nur näher kommen, wenn ich mich zunächst der praktischen Ökonomie ergäbe und damit theoretische Studien verbände. Zweck und Wunsch meines Strebens war deshalb, dem Vater womöglich die Erlaubnis abzugewinnen, mich eine Landwirtschafts- oder Forstschule besuchen zu lassen.

Bestärkt in diesen Gedanken und Wünschen wurde ich noch durch das zeitweilige Erscheinen eines jungen Mannes, der diese Laufbahn eingeschlagen hatte und sich allem Anscheine nach sehr wohl dabei fühlte. Es war dies der einzige Sohn unsers Organisten und Kirchschulmeisters, welcher auf einem großen adelichen Gute die Stelle eines Inspektors bekleidete. Es ebensoweit zu bringen, schien mir ein sehr bescheidner Wunsch zu sein, obwohl ich mir im Gedanken ein höheres Ziel steckte, indem ich mir ausmalte, ich könne wohl städtischer Räumereiverwalter werden oder etwas dergleichen.

Mit solchen Gedanken mich tragend, that ich nach Kräften meine Pflicht, ohne mich ängstlich um die Zukunft zu kümmern. Nur wenn die Schularbeiten, die mir vom Vater zugewiesen wurden, gemacht waren, vertiefte ich mich in Träumereien aller Art, suchte mir ein Buch, das mir gefiel, und legte mich bei schönem Wetter unter einen schattigen Baum unsrer großen Gärten ins Gras. Hohen Genuß verschaffte mir aber auch ein dolce far niente eigner Art, dem ich mich gern überließ. Ich legte mich nämlich auf den Rücken im Freien und blickte lange unverwandt in die dunkelblaue Tiefe des Weltraumes, den Flug der verschiedenen Vögel beobachtend, die in diesem sonnendurchleuchteten Luftozeane schwingend und singend sich badeten. Ich fühlte mich wunderbar gestärkt und erhoben, wenn ich geraume Zeit so selig gewissermaßen ins Blaue hineingelebt hatte, fuhr aber wie ein Verbrecher zusammen, wenn mich irgend jemand unvermutet darin störte. Für mich lag in diesem Betrachten der Himmelskuppel, während Bienen um mein Haupt summten und bunt beschwingte Falter mich umgaukelten, ein Suchen nach Gott, den ich von den Menschen auf so verschiedene Weise anbeten sah. Weshalb sollte es dem anbetungsbedürftigen Knaben nicht erlaubt sein, sich auch einen eignen, seinem Naturell und Bedürfnis zusagenden Kultus zurechtzulegen?

Die Frage der Gottesverehrung machte mir überhaupt viel zu schaffen und beunruhigte mich oft. Seit meinem Besuche in der altjüdischen Synagoge regte sich in mir die Zweifelsucht. Ich konnte mich nicht mehr zufrieden geben mit dem Glauben an das, was uns gelehrt und als das wahre Heil in den

Religionsstunden hingestellt wurde, es drängte mich, nach dem Warum zu fragen. Diese Frage aber zu stellen, getraute ich mir nicht, weil ich einen scharfen Beweis des Vaters fürchtete. Man war damals überhaupt in allen Kreisen bezüglich religiöser Dinge sehr konservativ und zog blinde Gläubigkeit forschendem Denken entschieden vor. Auch der Vater, obwohl nicht orthodox in dem heutzutage üblichen Sinne und Andersgläubigen gegenüber durchaus duldsam, gestattete doch als Religionslehrer dem Laien keine Auslegung. Er hielt sich streng an das Vorgeschiedene, prägte dies den Konfirmanden ein, deren Unterweisung er sich mit aufopfernder Pflichttreue angelegen sein ließ, und ruhte nicht eher, bis alle das Gelehrte wußten, wenn sie es auch schwerlich begriffen, was von der Mehrzahl nicht zu erwarten war. Zeigte sich der Vater streng als Lehrer wie als Prediger, so charakterisirte ihn im Leben eine Milde gegen Andersgläubige, die nur wohlthuend berührte, wenn sie auch bisweilen als Widerspruch empfunden werden konnte. Ich ahnte diesen Widerspruch mehr, als ich ihn verstand, wurde aber dadurch in den in mir aufkeimenden Zweifeln an der unbestreitbaren Wahrheit des Bekenntnisses nur noch bestärkt. Daß auch der Vater sich oft mit solchen Zweifeln herumzuschlug und sie gewaltsam niederkämpfte, schloß ich aus seiner Äußerung, die ich mehrmals von ihm vernahm: er freue sich auf den Tod, weil ja nach dem Erdenleben die „Rätsel des Glaubens“ gelöst werden müßten.

„Rätsel des Glaubens!“ Das Wort wollte mir nicht mehr aus dem Sinne. Es klang mir im Ohr, wenn ich lernend auf der Fensterbank hockte, von der aus ich einen Teil des Kirchhofes mit seinen Grabsteinen und morschen Kreuzen überblickte; es verfolgte mich beim Spiel und machte mich plötzlich still und unruhig; ja selbst im Traume quälte es mich noch, sodaß ich den Glauben überhaupt garnicht für einen großen Segen halten konnte. Daß aber der Vater dennoch Recht hatte, von einem „Rätsel des Glaubens“ zu sprechen, sollte mir alsbald recht deutlich werden.

Die nahe Grenze Böhmens, wo alles Volk katholisch war und die weibliche Landbevölkerung sich durch eine auffallend geformte Kopfbedeckung von den protestantischen Frauen unterschied, führte nicht selten Katholiken auch in unsre Kirche. Manche, welche den Vater hier predigen hörten, machten ihm nach dem Gottesdienste einen Besuch, dankten ihm für die Erbauung, die sie aus seinen Worten geschöpft haben wollten, und aßen wohl auch mit an unserm Tische. Das Gespräch drehte sich dann meist um religiöse Dinge, doch vermied es der Vater stets, einen der widerstreitenden Punkte beider Bekenntnisse zu berühren. Es blieb aber nicht bloß bei Besuchen katholischer Laien von Weltbildung — es waren meistens reiche Fabrikanten, Bleicher und Wechsel aus Warnsdorf, Rumburg, Schönlinde zc. —, es kamen auch von Zeit zu Zeit katholische Geistliche zu uns, und zwar bloß, um mit dem Vater ein paar Stunden angenehm zu verplaudern. Daß vom Vater Gegenbesuche auf den betreffenden

Pfarreien gern zugesagt und solche Versprechungen auch gehalten wurden, verstand sich von selbst. Nebenher sprachen in unserm Pfarrhause nicht gar selten um milde Gaben bittende barmherzige Brüder aus Prag ein, meistens Weltleute von feinem Schliff, welche den angenehmsten Eindruck machten, und etwas derber auftretende terminirende Bettelmönche mit klogigen Sandalen an den Füßen und dem Bettelsack auf der Schulter.

An Großschönau, wo unser Onkel Sintenis als Pfarrer lebte, grenzte Warnsdorf, jetzt bereits zur Stadt erhoben. Es war schon in meiner Knabenzeit ein stattlicher Ort von etwa siebentausend Einwohnern, höchst gewerbetreibend, zum Teil mit palastartigen Häusern. Wir konnten den Mittelpunkt desselben, die Kirche, von unsrer Wohnung aus bequem in drei Stunden erreichen. Dahin nun begleitete ich den Vater verschiedene male, wenn er das Bedürfnis nach geistiger Anregung und Gedankenaustausch fühlte. Bei seinen Amtsbrüdern in nächster Nähe, mit denen er in loser Verbindung stand, fand er diesen nicht immer zur Genüge. Auch wurde er von den meisten der ihm verliehenen großen Rednergabe wegen, die ihm niemand bestritt, weniger geliebt als beneidet. Da that es dem Vater dann wohl, auch mitunter einmal gebildete Menschen zu sprechen, die in ihm auch nur den Menschen suchten und achteten.

Ein solcher Mann war der Dechant L. in Warnsdorf, welcher in der geräumigen, mit schönem Garten umgebenen Pfarrei wie ein kleiner Prälat lebte und sehr gern Gäste um sich sah. Das wohleingerichtete Pfarrgebäude, ein wahres Schloß im Verhältnis zu unsrer scheunenartigen Baracke, bewohnte außer dem Dechanten noch ein junger, blasser und schweigsamer Kaplan und eine keineswegs jugendliche Haushälterin, die aber ihre Stelle vollkommen ausfüllte, denn sie kochte vortrefflich. Ich wenigstens kann mich heute noch erinnern, daß mir die Speisen am Tische des würdigen Dechanten stets ausgezeichnet mundeten.

In dieser katholischen Pfarrei kehrte ich sehr gern ein, zunächst weil der Vater sich immer lebhaft mit dem Dechanten unterhielt und stets heiter gelaunt den Rückweg antrat, sondern aber auch, weil der ehrwürdige Herr so ungewöhnlich herzlich mit mir sprach, mir in der schönen Kirche des Ortes die vielen reichgestickten Messgewänder zeigte, mich als Ministranten in der Sakristei ankleidete und selbst großes Wohlgefallen daran zu haben schien. Von irgend welcher Zurückhaltung war bei dem liebenswürdigen geistlichen Herrn durchaus nicht die Rede, obwohl er in uns nach den Lehren seiner Kirche sündhafte Reder bewirtete, die von ihrem Irrtum zu bekehren ihm wohl obgelegen hätte. Daran dachte der wackere Mann jedoch nicht. Er ließ es sich vielmehr angelegen sein, uns stets aufs beste zu unterhalten, scherzte und lachte mit dem Vater und mir, erzählte die lustigsten Geschichten, spielte nicht übel Guitarre und sang uns dazu Volkslieder im Dialekt der Grenze vor, die ich von niemand anders gehört hatte. Eins davon, das er immer kurz vor unserm Weggange

anstimmt, als wolle er uns damit necken, ist mir zum Teil noch im Gedächtnis hängen geblieben. Es hörte sich im Munde des Dechanten, der eine wohl- lautende Tenorstimme besaß, etwas melancholisch vorgetragen, ganz allerliebste an. Viel Poesie steckt freilich nicht darin. Hier ist es:

D's Obends, wenn ich hama gih,  
Thut mer, o, mei Zieh ju wih!

O, mei Zieh  
Thut mer wih,

D's Obends, wenn ich hama gih.

D's Obends, wenn ich hama gih,  
Thut mer, o, mei Knie ju wih.

O, mei Zieh,  
O, mei Knie,

Buller Miih,  
Thut mer wih,

D's Obends, wenn ich hama gih.

D's Obends, wenn ich hama gih,  
Thut mer, o, mei Brust ju wih.

O, mei Brust,  
O mei Knie,

Buller Miih,  
O mei Zieh

Thut mer wih

D's Obends, wenn ich hama gih zc.

Fand ich einerseits den Verkehr mit diesem andersgläubigen Dechanten ungleich angenehmer und gemüthlicher als mit unsern steifen, pedantischen und gewöhnlich auch stark rechthaberischen protestantischen Predigern, die abwechselnd bei uns einsprachen, so geriet ich andererseits in Zwiespalt mit den religiösen Sazungen, die mir von Jugend auf eingepägt worden waren und an denen zu deuteln mir umso weniger einfallen konnte, als der Vater, ein eifriger Hort der Lehre, für die er lebte und kämpfte, selbst mein Gewährsmann war. Ich hörte immer und immer von Luthers gereinigter Lehre sprechen, welche das wahre Evangelium von Christo predigen sollte, wobei die Katholiken mit ihrer Heiligenverehrung, ihrem Formelwesen und Zeremonien übel genug wegkamen. Auch wurde mir nicht verschwiegen, daß die Katholiken uns Protestanten insgesamt für Abgefällene vom rechten Glauben betrachteten und sogar für ewig verdammt hielten.

So lautete die Lehre. Wie nun gestaltete sich diese im praktischen Leben? Es war ja mit Händen zu greifen, und ich machte wiederholt selbst die Erfahrung, daß Lehre und Leben sich schnurstracks widersprachen. Konnte ein Mann wie der milde, gemüthvolle Dechant L., der mich selten ohne ein kleines Geschenk entließ, so vertraulich und herzlich mit uns umgehen, wenn er uns

für der Hölle verfallene Verdamnte halten mußte? Und wie konnte der Vater in seiner Eigenschaft als protestantischer Geistlicher es mit seinem priesterlichen Gewissen vereinigen, vertrauliche Gespräche zu pflegen mit Priestern einer Kirche, deren Dogmen auch von ihm als irrtümliche bezeichnet wurden? Wahrlich, es war kein Wunder, wenn alles Glauben mir immer rätselhafter ward, und wenn die Lust, dereinst in die Fußstapfen des Vaters zu treten und allenfalls evangelisch-lutherischer Prediger zu werden, in meiner Seele immer mehr schwand! Trübe Gedanken machte ich mir deshalb nicht. Ich war noch zu jung und zu lebenslustig, um über das, was die Zukunft bringen könne, ängstlich zu grübeln. Über etwaige dunkle Stunden, die wohl vorübergehend den sonnigen Horizont verdunkelten, half ich mir mit dem väterlichen Satz hinweg: man müsse den lieben Gott in schlimmen Tagen einen guten Mann sein lassen! Probat war dieser Satz, das lehrte mich die Erfahrung; denn meine gute Mutter hatte oft Ursache, bekümmert zu sein, und verlor doch niemals ihre heitere Laune. Mit lächelnder Miene scherzte sie, ob es ihr noch so bang und weh ums Herz sein mochte, und erzählte uns allerhand Schnurren, damit sie stets frohe Gesichter um sich sah.

Selbstverständlich war regelmäßiger Kirchenbesuch aller Hausgenossen strenges Gebot. Die Familie des Predigers, das Dienstpersonal nicht ausgeschlossen, sollte der Gemeinde mit gutem Beispiele vorangehen. Ich wurde demnach schon in frühester Kindheit mit in die Kirche genommen, um den Vater predigen zu hören. Zweifelsohne würde dies für den des Lesens noch nicht kundigen Knaben sehr langweilig gewesen sein, hätte die innere Ausschmückung des Gotteshauses nicht Unterhaltung in Hülle und Fülle geboten.

Der sogenannte Pfarrstand lag der Kanzel gerade gegenüber, so daß ich, neben der Mutter sitzend, dem Vater stets ins Gesicht sah. Rechts und links an die Kanzel schlossen sich die Emporen an, die Sonntag für Sonntag mit andächtig zuhörenden Bauern vollbesetzt waren. Da auch von diesen jeder seinen bestimmten Kirchenstand besaß, der in der Familie vom Vater auf den Sohn erbte, so richteten sich die Bauern gewissermaßen häuslich in der Kirche ein, indem sie zum Aufhängen ihrer rauhhaarigen Hüte im Sommer und ihrer hohen Pelzmützen im Winter mehrarmige Eisenstangen an den Emporen hatten anbringen lassen, die ziemlich weit in das Schiff hineinragten und mit dem Schmuck der verschiedenartig geformten Kopfbedeckungen sich wunderbarlich genug ausnahmen. Einem Kinde, das für die ernstesten Dinge, welche der Gemeinde vorgetragen wurden, noch kein Verständnis hatte, gewährten diese seltsamen Verzierungungen immerhin einige Unterhaltung. Ungleich mehr beschäftigten mich aber die vielen Gemälde — Darstellungen aus der biblischen Geschichte, mit denen alle Emporen geschmückt waren. Diese Gemälde, die selbstverständlich keinen Anspruch auf irgendwelchen Kunstwert machen konnten, waren für mich eine Fundgrube uner schöpflicher Unterhaltung, weshalb ich denn auch, in ihre Be-

trachtung vertieft, die Predigten des Vaters nur im Winter zu lang fand, wenn mir in der eisigen Kirche vor Frost die Zähne klapperten.

Es ist gewiß nicht zu tadeln, wenn man Kindern frühzeitig religiöse Eindrücke beizubringen sucht, indes dürfte gerade hier weises Maßhalten ganz besonders zu empfehlen sein. Die Nüchternheit wenigstens des protestantischen Gottesdienstes kann auf empfängliche Kindergemüter sehr leicht abstoßend wirken, wenn ihnen von dieser geistigen Speise des Guten zu viel geboten wird. Was mich selbst betrifft, so betenne ich ganz offen, daß ich auch später weniger aus innerm Drange als weil es einmal so herkömmlich war, die Kirche besuchte. Tief ergriffen von dem allsonntäglichen Gottesdienste und innerlich erbaut habe ich mich nie gefühlt. Es war ein Pensum, dessen ich mich, so gut es ging, zu entledigen befließ. Gesah dies später mit innerm Widerstreben, so trug daran wesentlich der Religionsunterricht Schuld, den ich auf der gelehrten Schule in Bittau genoß. Vonseiten der Eltern wurde im Hause nichts unterlassen, den Sinn für Religion in uns Kindern zu wecken und uns dieselbe lieb zu machen. Von großem Eindruck auf mich waren in dieser Beziehung die sehr eingehenden, durchaus populär gehaltenen und darum auch allgemein verständlichen Religionsstunden, welche der Vater als Ortsgeistlicher in jedem Winter den Konfirmanden zu geben verpflichtet war. Dieser Religionsunterricht begann regelmäßig um Weihnachten und wurde ununterbrochen bis in die Woche vor dem Palmsonntage fortgesetzt. Behufs desselben erschienen die Konfirmanden aus beiden Ortsschulen zweimal wöchentlich im Pastorat und wurden jedesmal volle zwei Stunden unterrichtet. Da dem Vater dieser Unterricht wesentlich Sache des Herzens war und er sich einen Menschen ohne gefesteten Glauben an die Heilslehren der Kirche nicht denken konnte, so ging er an die Ausübung seiner Pflichten mit dem ganzen Ernst apostolischer Überzeugungstreue. Mit inbrünstigem Gebet ward jede Stunde eingeleitet, mit Gebet jede geschlossen. Man hieß deshalb auch die Konfirmanden auf dem Lande allerwärts bezeichnend „Betkinder.“ Die heutige Welt findet dies wohl kaum noch begreiflich. Ist man doch geflissentlich bemüht, den Unterricht des heranwachsenden Geschlechtes in unsern Schulen von religiöser Beimischung möglichst fern zu halten, damit die jungen Seelen sich recht frei und selbständig entwickeln können. Ich muß aber doch bekennen, daß ich die alte Sitte für besser halte, nicht weil ich etwa ein Gegner zeitgemäßer Neuerungen bin, sondern weil mich das Leben gelehrt hat, daß religiöse Keime, in früher Jugend dem empfänglichen Kindesgemüt eingepflanzt, oft erst spät beseligende Früchte tragen. Noch heute in meinem Alter versehe ich mich gern zurück in jene längst vergangenen Tage, wo es mir vergönnt war, als Knabe neben der still arbeitenden Mutter im gemeinsamen großen Familienzimmer zu sitzen und dem unterrichtenden Vater zuzuhören. Ich machte auf solche Weise mehrmals den Konfirmationsunterricht von Anfang bis zu Ende durch und konnte viel früher, als ich selbst das Kon-

firmationsfähige Alter erreichte, für einen wohl vorbereiteten Konfirmanden gelten.

Von dem Standpunkte heutiger religiöser Anschauungen würde freilich die Unterweisungsmethode meines Vaters — beiläufig bemerkt, die aller damaligen Geistlichen — kaum allgemeine Billigung finden. Dennoch hatte sie ihre volle Berechtigung in der Durchschnittsbildung des Volkes und in der daraus sich von selbst ergebenden Fassungskraft desselben, ja sie war sogar die allein mögliche. Nicht gewöhnt an selbständiges Denken, hielten sich Kinder wie Erwachsene streng an das Wort des Lehrers und Predigers, der ihnen von Obrigkeit wegen als Leiter und Seelsorger vorgefetzt war. Es fiel in meiner Jugend nur sehr ausnahmsweise den Mitgliedern christlicher Dorfgemeinden ein, das Wort, die Lehre und Predigt eines Geistlichen zu bekritteln oder deren unumstößliche Wahrheit zu bezweifeln. Tauchten hie und da solche kritische Geister auf, so standen sie sicherlich bei der Menge in keiner besondern Achtung. Man wich ihnen vielmehr aus, denn das streng gläubige Volk wollte entschieden nicht bei den Spöttern sitzen.

Es leuchtete mir erst später ein, als ich auf der Schule zum Selbstdenken erwachte und angehalten wurde, an alles, selbst an das Heilige, die kritische Sonde zu legen, daß des Vaters Konfirmationsunterricht zwar überall nur Thatsächliches, wie es die evangelisch-lutherische Kirche festgestellt hatte, vortrug, daß aber die Begründung des Vorgetragenen und insbesondre dessen Stichtigkeit gar manches zu wünschen ließ. Es ward den Kindern in Kirche und Schule immer und immer wieder gesagt: das habt ihr euch einzuprägen, das müßt ihr glauben! Seid ihr so fest in diesem Wissen, daß ihr jedermann darüber Rede stehen könnt, so habt ihr das rechte Christentum und erwerbt euch damit das volle Bürgerrecht in der evangelisch-lutherischen Kirche.

Was das Bessere sein mag, die damalige kindlich fromme Gläubigkeit des Volkes, das Gottes Allmacht in allem erblickte und sich in Demut vor ihr beugte, oder die jetzige in alle Kreise eingedrungene Glaubenslosigkeit, die alles bezweifelt und bespöttelt, will ich hier nicht erörtern. Jedenfalls fühlte sich das Volk vor sechzig oder siebzig Jahren in seiner unerschütterlichen Gläubigkeit glücklicher als das heute lebende Geschlecht in seiner Halbbildung, der der sittliche Halt abgeht.

Inzwischen kam die Zeit heran, wo ich das Elternhaus verlassen und nach Bittau übersiedeln sollte, um gleich meinem ältern Bruder das dortige Gymnasium zu beziehen. Wäre ich um meine Meinung gefragt worden, so würde ich schwerlich eine zustimmende Antwort gegeben haben, denn ich fühlte in mir durchaus keinen Drang, eine gelehrte Laufbahn einzuschlagen. Es gefiel mir daheim ganz gut, und hätte man mich gewähren lassen, so würde ich den Besuch etwa einer landwirtschaftlichen oder einer Forstschule dem Gymnasium, das in althergebrachter Weise einen Gelehrten aus mir machen sollte, unbedingt vor-

gezogen haben. Auch zur kaufmännischen Laufbahn hätte ich mich ohne Zweifel leicht bereden lassen, obwohl ich in der Rechenkunst unter der etwas griechgrämlichen Anleitung des Vaters nur mäßige Fortschritte machte. Eine solche Frage aber kam weder Vater noch Mutter in den Sinn; ich selbst aber hatte nicht den Mut, sie aufzuwerfen, da mir der elterliche Wille Gesetz war, dem ich mich bedingungslos unterwarf. Die Mutter wäre in dieser Beziehung etwa vorgetragene Wünsche wohl zugänglich gewesen und hätte sie allenfalls auch unterstützt; allein ich wagte aus Furcht, eine herbe und höchst mißbilligende Antwort zu erhalten, auch nicht die leiseste Andeutung. Es war mir sehr wohl bewußt, daß der Vater gegen den Kaufmannsstand eine gewisse Voreingenommenheit besaß, die fast an Abneigung streifte. Sein eigner Vater war Kaufmann gewesen, hatte aber leider nichts vor sich gebracht, war vielmehr in Bedrängnis geraten und beschloß sein Leben als Inhaber eines untergeordneten städtischen Aemtlehens. Das hatte den Vater kopfscheu gemacht, und deshalb wollte er nichts vom Kaufmann hören. Jede andre Laufbahn aber verstieß gegen die Vornehmheit des Standes, worauf man sehr großes Gewicht legte, und schon aus diesem Grunde konnte davon garnicht die Rede sein. Es mußte also mit oder ohne Neigung studirt werden.

Wenige Monate vor meinem Auszuge aus dem Vaterhause starb mein Großvater, der emeritirte Bürgermeister. Er hatte das seltene Alter von neunundachtzig Jahren erreicht und blieb gesund und geistesfrisch bis kurz vor seinem Tode. Sein Hingang setzte die ganze zahlreiche Familie in große Betrübniß. Mir persönlich ging er ebenfalls sehr zu Herzen, denn der alte, ehrwürdige Herr liebte mich wie alle seine zahlreichen Enkel aufs zärtlichste. Wenn ich ihn besuchte, nahm er mich, in seinem alten, bequemen Großstuhl sitzend, zwischen die Knie und prüfte mein dürftiges Wissen. Erfreuten ihn meine Antworten, so legte er seine weiche Hand auf meinen Kopf, erzählte mir von Klopstock, Goethe und Schiller, deklamirte mit jugendlichem Feuer Stellen aus ihren Werken, von denen ich noch nicht die geringste Ahnung hatte, und entließ mich fast regelmäßig mit der Versicherung, daß ich diese seltenen Männer sehr bald genau kennen lernen würde, sobald ich ein oder zwei Jahre die gelehrte Schule besucht hätte.

Diesem liebevollen Greis sollte ich nun im Sarge liegend auf dem Paradebette zum letztenmale die erkaltete Hand drücken und für immer von ihm Abschied nehmen. Ich that es unter heißen Thränen an der Seite der Mutter, die nicht weniger als ich selbst von dem Ernst des Augenblickes ergriffen war. Tiefen Eindruck auf mich machte auch das feierliche „Beiern“ mit den Glocken, das allabendlich sich wiederholte, und die Choralmusik vom Turme am Abend vor dem Begräbniß. Alles sagte mir, daß in meinem Großvater ein Mann gestorben sei, der bei seinen Mitbürgern in hohen Ehren gestanden habe und dessen Andenken nicht schnell werde vergessen werden.

An einem schönen, warmen Märztag forderte der Vater mich auf, ihn in die Stadt zu begleiten. Das war nichts besonderes, denn wir gingen häufig nach Zittau, sei es in wirklichen Geschäften, sei es, um einige der zahlreichen Verwandten zu sehen. Diesmal aber galt unser Besuch, wie ich durch die Mutter erfuhr, dem Direktor der gelehrten Schule. Dieser sollte mich prüfen, um zu bestimmen, für welche Klasse des Gymnasiums ich reif sein möchte.

Nicht ohne Herzklopfen trat ich den immerhin verhängnisvollen Gang an, der mich in ganz neue Kreise führen sollte. Weder die Stadt selbst, deren Herr-

lichkeiten ich zur Genüge kannte, noch die gelehrte Schule hatten so große Anziehungskraft für mich, daß ich ihretwegen das mir liebe Elternhaus gern und leichtem Herzens verlassen hätte. Ja, wäre der Großvater noch am Leben gewesen, mit dem ich von allen Verwandten am liebsten plauderte! Nun dieser in der alten Familiengruft ruhte, gab es für mich keinen rechten Mittelpunkt unter der zahlreichen Schaar naher und ferner Verwandten. Nur die Aussicht, welche der verstorbene Großvater mir eröffnet hatte, daß ich auf der gelehrten Schule alsbald jene großen Geister kennen lernen würde, deren Namen daheim nie genannt wurden, tröstete mich und ließ mich die nächste Zukunft in rosigem Schimmer erblicken.

An der Spitze des Gymnasiums stand damals ein naher Verwandter, Direktor Rudolf. Trotz der Verwandtschaft kam die Familie des Direktors nicht häufig mit uns zusammen.

Direktor Rudolf stand in dem Rufe eines tüchtigen Gelehrten, was er auch jedenfalls war. Nur kränkelte er seit mehreren Jahren und mußte sich infolgedessen bisweilen längere Zeit durch den Konrektor, einen schon älteren Mann, vertreten lassen. Einem Gerücht zufolge, das auch mir nicht verborgen geblieben war, sollte er geraume Zeit gestörten Geistes gewesen sein. Diese Krankheitsperiode war längst überstanden, und der erfahrene Direktor bekleidete schon seit Jahren wieder das ihm anvertraute Amt.

Freundlich und mild, wie es seine Art war, empfing er mich in seinem mit Büchern überfüllten Zimmer, unterhielt sich mit dem Vater in heiterster Weise, richtete dazwischen wie zum Scherz einige Fragen an mich, deren Beantwortung mir wenig Kopfschmerzen verursachte, und ließ mich zum Schluß irgendeine Stelle aus dem Cäsar übersetzen. Damit war die Prüfung beendet, und es wurde mir kundgethan, daß ich Aufnahme in Untertertia gefunden habe. Mir fiel ein Stein vom Herzen, und mit nicht geringem Selbstgefühl trat ich vernügt an des Vaters Seite den Rückweg nach Hause an.

(Fortsetzung folgt.)



## Kleinere Mitteilungen.

Der Sport in Deutschland. Aus dem Weißischen „Kinderfreund“ erinnere ich mich, daß irgendwo eine altmodische Frau war, die ihre Kinder möglichst wenig in die Luft gehen lassen wollte, weil die Luft „zehre.“ Das mag vielen Leuten sehr komisch vorkommen; mir hat immer das Herz weh gethan bei diesem Zeugnis der schrecklichen Amseligkeit, die zu gewissen Zeiten des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts ansehnliche Teile unsers Landes und Volkes beherrscht haben muß. Die Kinder durften nicht zu viel essen, weil sonst nicht genug da war, und durften sich daher in freier Luft nicht mehr, als unerlässlich nötig war, bewegen! Wahrlich, unser Volk hat damals, um nur seine Existenz zu retten, lange Zeit auf alles, was wie Lebensgenuß ansah, verzichten müssen, und vollends von Freude konnte damals selbst in den Mittelklassen kaum eine Spur vorhanden sein. Wo sollte im damaligen Deutschland der Sport, der doch recht eigentlich eine Verwendung überschüssiger Kraft auf irgend einem Felde ist, eine Stätte finden?